

SOPHIE
HARDACH

List

UNSER
GETEILTER
SOMMER

R O M A N

Die Autorin



Sophie Hardach, Jahrgang 1979, ist in Deutschland geboren und aufgewachsen. Sie hat Politikwissenschaften studiert und arbeitet heute als Journalistin für The New York Times und den Guardian. Ihr dritter Roman, CONFESIONS OF BLUE HORSES, war für den Costa Novel Award nominiert und hat in UK viele Leserinnenherzen gewonnen.

Das Buch

Die achtjährige Ella wohnt mit ihren beiden Brüdern, den Eltern und Großeltern nah an der innerdeutschen Grenze in Berlin, doch davon bekommt sie wenig mit. Ihr Leben besteht aus Sommertagen in der Datsche und Abenden in der orangenen Ziehbadewannen. Bis ein Urlaub an der ungarisch-österreichischen Grenze ihrer Kindheit ein jähes Ende setzt und die Familie für immer auseinanderreißt. Zwanzig Jahre später führt das Tagebuch ihrer Mutter Ella zurück nach Berlin. Mithilfe der Stasi-Akten versucht sie zu rekonstruieren, warum die Flucht damals so verheerend gescheitert ist. Und was mit ihrem kleinen Bruder Heiko geschah, den sie in all den Jahren niemals vergessen hat.

**SOPHIE
HARDACH**

**UNSER
GETEILTER
SOMMER**

ROMAN

Aus dem Englischen von Ulrike Sterblich

LIST

Dieses Buch ist
meinem Sohn Aaron gewidmet.

Dies ist ein fiktiver Roman. Die Figuren in diesem Roman sind frei erfunden, die Schauplätze verfremdet, aber angelehnt an die historische Wirklichkeit.

DIE VORBILDLICHEN EINWANDERER

»Der Stacheldrahtzaun über die Mitte des Potsdamer Platzes – der Stacheldrahtzaun ist verschwunden und hat einem schlimmeren, einem dauerhafteren Hindernis Platz gemacht. Wir sehen hier an der Ecke Potsdamer Straße und Potsdamer Platz unmittelbar an der Bordsteinkante eine Betonmauer von etwa 70 oder 80 Zentimetern Höhe, darauf noch zwei Schichten von Hohlblocksteinen, die dafür produziert wurden, einmal irgendwo ein Wohnhaus oder ein Geschäftshaus zu bauen. Augenzeugen berichteten, dass um 1.30 Uhr heute Nacht die Arbeiten begannen, dass sechs Lastwagen kamen mit dem Baumaterial und fünf Wagen mit den Maurern, die jetzt hier am Potsdamer Platz eine neue steinerne Grenze mitten durch Berlin gezogen haben.«

*RIAS Berlin, Rundfunk im amerikanischen Sektor,
18. August 1961, Reporter: Reiner Höynck*

PROLOG

Sommer 1987

SIE TRANKEN MAMAS Tee, dann schiefen meine Brüder ein. Heiko war an ihre Schulter gelehnt zusammengesackt, sein Mund stand halb offen. Papa trug Tobi auf dem Arm. Der Tag neigte sich dem Abend zu, unsere Schatten wurden länger und verschmolzen mit denen der Blätter und der sich im Wind wiegenden Ähren. Vor uns dehnte sich eine Wiese aus. Zwei Störche pickten durchs Gras, reckten ihre weißen Häse und klapperten mit ihren Schnäbeln.

Hinter der Wiese lag dunkel ein dichter Wald voller Brombeerbüsche und Nadelhölzer. Quer über die Wiese wollten wir in den Wald gelangen, durch den Stacheldraht schlüpfen und dann so lange weiterlaufen, bis wir auf Häuser stießen. Dann wären wir in Sicherheit.

Ich griff nach einem Zipfel von Mamas Pulli und flüsterte: »Und wenn sie auf uns schießen?«

»So was machen die hier nicht.« Sie sah mich nicht an.

»Es ist gar nicht gefährlich«, meinte mein Vater, »ganz viele Leute haben das schon so gemacht.« Und nach einer kurzen Pause: »Einige jedenfalls.«

»Schau mal«, Mama hockte sich neben mich, was umständlich war mit Heiko im Arm. Seine Ärmchen baumelten herab, schlaff und schwer vom Schlaf. »Es ist nicht wie in Berlin, das siehst du ja selbst. Hier gibt es keine Mauer.«

»Ich will aber nicht«, sagte ich. In diesem Moment flogen die Störche auf. Sie zogen einen weiten Bogen über das Feld und verschwanden hinter

unseren Rücken.

Mama richtete sich wieder auf. Mein Bruder Heiko rutschte ihr weg. Nur ein wenig: Sie fing ihn auf, drückte ihn an ihre Brust, hielt ihn so, dass er in ihrer Hand saß. Es war das letzte Mal, dass ich sah, wie sie ihn auf diese Art festhielt, mit jener ruckeligen Nervosität, die typisch war für meine Eltern, die beide nie genau wussten, wie sie mit uns umgehen sollten. Meistens kümmerte sich meine Großmutter um uns, und ich wünschte mir, sie wäre hier, um uns allen die richtigen Anweisungen zu geben.

Mama und Papa wandten sich der Wiese zu. Meine beiden kleinen Brüder waren alles, was sie bei sich trugen. Wir hatten keine Koffer, Fahrkarten, Ausweise, Schlüssel. Andere Leute würden die Tür unserer Berliner Wohnung öffnen, nachdem wir schon lange weg waren. In unserem Trabi, der auf der anderen Seite des Felds abgestellt war, steckte noch der Schlüssel. Morgen würden ihn Leute aus dem Dorf finden. Mama verlagerte Heikos Gewicht auf ihre Hüfte, streckte ihre Hand aus und sagte:

»Komm, Ella. Hab keine Angst.«

Schnell wurde es dunkel. »Jetzt oder nie«, murmelte mein Vater. Ich griff nach der Hand meiner Mutter und folgte ihr in die Wiese hinein.

MAMA HATTE ANGST IM DUNKELN

London 2010

UNGEFÄHR EIN JAHR nach dem Tod meiner Mutter wurde mir eine unerwartete Erbschaft zugestellt. Damals lebte ich auf einem Boot im Süden von London, unter einer Hochbahnbrücke; es war kein wirkliches Hausboot, bloß ein alter Fischkutter, der in Deptford Creek zurückgelassen worden war. Das Ufer war übersät mit leeren Chipstüten, und der Fahrtwind vorbeifahrender Züge wehte sie ins Wasser.

Seit fast einem Jahr wohnte ich nun schon auf diesem Kahn. Anfangs erschien es mir eine ideale Lösung: unabhängig, billig und autark. Weder ganz an Land noch ganz im Wasser. Ein Zwischenzustand, der mir gut zupasskam, zumindest anfangs, während der warmen Sommermonate. Im Herbst fand ich es immerhin noch auf eine knarzende und vom Sturm gepeitschte Art romantisch, aber jetzt war es Frühling, und die letzten Reste meiner Begeisterung waren mir irgendwo zwischen Februar und März abhandengekommen. Bei Regen tropfte das Wasser an den Wänden entlang. An den Fenstern hinterließen Schnecken ihre Schleimspuren. Das Bad war eher ein Schrank, in dem der Duschkopf direkt über den vorgestanzten Fußrillen für das Stehklo anmontiert war. Mein wertvollster Besitz war ein Foto von uns allen in Omas Schrebergarten in Berlin. Sie steht zwischen ein paar Sonnenblumen und winkt mit einer kleinen Fahne, wahrscheinlich anlässlich irgendeines sozialistischen Feiertags; Oma liebte diese staatlichen Feiertage und verpasste keine Parade. Neben ihr steht Mama mit dem kleinen Heiko auf dem Arm und Tobi, der an ihrem

Rockzipfel hängt. Und Papa hält mich kopfüber an den Füßen fest, sodass meine Haare das Gras berühren. Das war unser Lieblingsspiel. »Wie schlafen die Fledermäuse?«, fragte er, und ich rief: »Kopfüberrr«, rannte in seine Arme, und er hob mich hoch und drehte mich herum. *So schlafen die Fledermäuse!*

Jeden Abend fuhr ich mit dem Fahrrad rüber nach Canary Wharf, wo ich in einer Investmentbank putzte. Meine Schicht begann kurz vor Mitternacht. Zu dieser Uhrzeit waren die Banken wunderschön, aufragende Leuchtkästen in der Dunkelheit. Oft waren noch einige Trader da und hämmerten hektisch in ihre Tastaturen, um letzte Geschäfte mit New York abzuschließen. Sie hoben ihre Füße hoch, ich wischte den Boden unter ihren Schreibtischen, sie setzten ihre Füße wieder auf und dankten mir, ohne jemals ihren Blick vom Bildschirm abzuwenden. Die Schicht endete, wenn die ersten Händler hereinkamen, um den Abstand zu ihren Kollegen in Singapur und Hongkong aufzuholen.

Meine Mutter hatte auch eine Zeit lang als Putzfrau gearbeitet, nachdem sie aus der Haft entlassen worden war. Später in London überließ sie uns die meisten Hausarbeiten, besonders jene, zu denen sie sich nicht überwinden konnte, wie zum Beispiel Mineralwasserflaschen aus dem Keller zu holen. Mama mochte den Keller nicht. Er war schlecht beleuchtet, und sie hatte Angst vor der Dunkelheit.

Eines Morgens kam ich von der Nachtschicht nach Hause, hatte gerade mein Fahrrad geschultert und war dabei, es über den schmalen Holzsteg auf das Boot zu tragen, als ich hörte, wie hinter mir jemand rief: »Ella Valentin? Hey! Ella Valentin?«

Ein Postbote in Signaljacke kam auf mich zugelaufen, wobei seine Krone aus hochgebundenen schwarzen Dreadlocks bei jedem Schritt gefährlich schwankte. »Paket für Sie.« Er blieb stehen und reichte mir über das Wasser hinweg den Karton.

Ich lächelte. »Respekt, dass Sie mich ausfindig gemacht haben.«

»Sie können denen mal sagen, dass sie nächstes Mal eine Postleitzahl draufschreiben sollen. Das ging beinahe zurück zum Absender.« Er richtete seine Haare, dann wies er mit einem Kopfnicken auf das Boot und fragte mit freundlicher Neugier: »Ist es nicht ein bisschen feucht da drin?«

»Es geht.« Gern hätte ich noch etwas gesagt, um das Gespräch am Laufen zu halten, denn er war nett, und ich hatte damals kaum jemanden, mit dem ich mal sprechen konnte. Aber mir fiel nichts ein, und so wünschte ich ihm einen schönen Tag, und er ging zurück zu seinem Handwagen.

In der Kajüte streifte ich meine Schuhe ab und heizte den Ofen an. Es war ein schweres Paket, dicht gepackt wie die Päckchen, die uns in meiner Kindheit manchmal aus Westdeutschland erreichten. Darin fand ich Kunstbände in lebhaftem Farbdruck und eine Notiz des neuen Besitzers der Wohnung meiner Mutter in Finsbury Park. Er war dabei, den Dachboden auszubauen, und hatte dort einen Stapel dieser Bücher von ihr gefunden. Tobi und ich hatten sie offenbar beim Ausräumen der Wohnung übersehen. Nacheinander breitete ich sie auf meiner Matratze aus, wo sie mit ihrer freudesatten Buntheit meine Kajüte erhellten. Deutscher Expressionismus, Bauhaus, Dada, aber auch obskure ostdeutsche Strömungen. Ein schmales, abgegriffenes Taschenbuch widmete sich dem programmatischen Bitterfelder Weg, nach dem Künstler sich in Fabriken betätigen sollten, um das Gewicht eines Schraubenschlüssels zu fühlen und das »wahre Leben« kennenzulernen. Dass Mama diesen Band behalten hatte, wunderte mich. Ein Umschlag, verknitterte Rechnungen und andere Zettel fielen heraus. Typisch für meine Mutter, solche Spuren zu hinterlassen, immer hatte sie improvisierte Lesezeichen benutzt. Zwischen den Seiten des Bauhaus-Bandes fand ich ein Haargummi, und in den Dada-Katalog war hinten ein Notizheft eingeklemmt.

Das Notizheft fand ich vollgekritzelt mit langen Listen in ihrer vertrauten, hastigen Handschrift:

*Bellende Hunde: Waren vorher nie
ein Problem, jetzt sind sie es.
»Privileg« (der Geruch)*

*Der Dresdner Dialekt, heute Morgen in der U-Bahn
gehört, musste aussteigen und zu Fuß gehen.*

Ach Mama! Ich legte das Heft zur Seite und sah mir die anderen Zettel, die Rechnungen und den Umschlag an. Es war nichts Besonderes darunter, bloß Stromrechnungen und irgendein Behördenbrief aus Deutschland, aber es berührte mich, ihren Namen darauf zu lesen. In dem Umschlag befand sich ein Foto von einem Gemälde mit drei blauen Pferden. Sie standen auf einer Wiese, im Sturm aneinandergeschmiegt, die Hälse gebogen, die Hinterbeine eingezogen. Am Rand der Wiese sah man eine dunkle Gestalt, ein zusammengerollter Körper im Gras. Nein, es war doch nur ein Schatten, ein Wolkenschatten.

Es hatte also wirklich existiert, das Bild mit den blauen Pferden, auch wenn Oma versucht hatte, mich vom Gegenteil zu überzeugen.

Ich nahm den deutschen Brief zur Hand. Die Sätze waren komplex und bürokratisch, und ich musste ihn mehrmals lesen, bevor ich ihn verstand. Offenbar hatte meine Mutter mit einem Berliner Archiv korrespondiert; ich hatte eine Ahnung, worum es dabei ging.

Ein feuchter Windstoß öffnete die Tür zum Oberdeck und blies den Geruch nach Fisch, Fritten und nassem Metall herein. Ich trat hinaus und blickte hoch in den aufreißenden Londoner Himmel, auf das graue Unkraut in den Betonrissen unter der Brücke. Auf der anderen Seite des Kanals zeichnete sich das alte Deptforder Pumpwerk ab, mit seinen zerbrochenen Fensterscheiben und der stillgelegten Laderampe.

Ich kletterte auf das Dach meiner Kajüte, um besseren Empfang zu haben, und rief meinen Bruder Tobi an.

—

Von uns allen war Tobi der vorbildlichste Einwanderer. Ein richtiger Mustermigrant. Als wir in den frühen Neunzigern nach London zogen, erhoffte sich jeder von uns eine neue Chance, aber Tobi war der Einzige, der sie wirklich nutzte. Seine Assimilierung ging so weit, dass er

Sommersprossen bekam. Wenn ich ihn auf Deutsch ansprach, antwortete er in Englisch. Sogar mit Mama redete er Englisch. Und wir ließen ihn, ich glaube, wir waren stolz darauf, dass wenigstens einer von uns es wirklich schaffte.

Ich musste zweimal anrufen, bevor Tobi ranging, er klang verärgert und verschlafen. »Es ist sechs Uhr morgens.«

»Zeit, aufzustehen und Rasen zu verlegen!«

»Ich verlege keinen Rasen, Ellz, das machen andere für mich.« Er gähnte. »Könntest du ein bisschen später noch mal anrufen?«

»Ich geh gleich schlafen.«

»Dann am Wochenende?«

»Es ist aber dringend. Na ja, nicht wirklich dringend, nur ...« Ich erzählte ihm von dem Notizheft, dem Foto, dem Brief. Je länger ich redete, umso lebhafter wurde ich, und umso sicherer, dass diese Dokumente bedeutsam und wichtig waren.

»Oder es sind alles nur Lesezeichen«, meinte Tobi.

»Selbst wenn, man sollte sie näher ansehen. Komm doch zum Abendessen. Dann kannst du die Bücher gleich mitnehmen. Ich will sie nicht behalten, hier wird alles feucht.«

»Du weißt, du kannst gern bei mir wohnen.«

»Weiß ich.«

»Okay, ich komme.« Er schwieg. »Und was ist das für ein Notizheft? Ein Tagebuch?«

»So was in der Art.«

Wir legten auf. Ich ging zurück in die Kajüte und zog den Wollpulli über, den ich zum Schlafen trug. Das Foto stellte ich auf eine umgedrehte Kiste und streute Salz drum herum, um die Schnecken fernzuhalten.

—

AM NACHMITTAG STAND ich auf und machte klar Schiff für Tobis Besuch. Ich putzte die Fenster, schüttete einen Eimer Seifenwasser über das Deck, schlug mit einer Bratpfanne gegen das verstopfte Ofenrohr, bis es wieder frei durchrauchte. Zuletzt lüftete ich noch den alten grünen Gabardinemantel, den ich von Oma Trude geerbt hatte. Er war schon ganz blank gewetzt und hing an mir herunter wie ein nasses Segel, aber ich mochte ihn dennoch gern. Im Kunststudium hatte ich ihn für eine Performance getragen, bei der ich ihn über einen blauen Arbeitsoverall gezogen und dann zerbrochene Ziegelsteine übereinandergestapelt hatte. Der Dozent fragte, ob das ein Kommentar zu den Anschlägen vom 11. September sei, und ich sagte, nein, es handele von meiner Großmutter.

Oma nannte diesen Mantel immer mit Stolz ihren »OdF-Mantel«. OdF bedeutete *Opfer des Faschismus*. Viele von Omas Freunden waren OdF-Gefährten, ältere Leute, die ihre Sätze gern mit »Als ich in Buchenwald war ...« begannen.

Sie bildeten einen eigenen Adel, diese Männer und Frauen, die sich im Kampf gegen Hitler bewiesen hatten. Gleichzeitig waren sie auch von einer Art Einsamkeit umgeben, was mir aber vielleicht nur rückblickend so vorkommt, weil sie doch schließlich voller Misstrauen gewesen sein müssen gegenüber den anderen Menschen um uns herum, von denen sie zuvor noch verfolgt worden waren. Sie versammelten sich um den Samowar in Omas Wohnstube, wärmten ihre Hände an bemalten dünnen Teegläsern und redeten über Gorki und Lenin, eingelegte Pilze und die Schneeschmelze in Moskau. Die Frauen strichen über die Säume ihrer russischen Tücher, die Männer ließen ihre Schnapsgläser mit Omas Schlehengeist nachfüllen.

Wenn es Zeit war, nach Hause zu gehen, setzten sie mit erheblichem Widerwillen ihre Fellmützen auf und banden sich ihre Polyester-Kopftücher um, und dann kam immer der Moment, in dem einer der Männer seine Hand auf die Türklinke legte und sie dort für einige Sekunden liegen ließ, bevor er sie runterdrückte, wie um Aufschub zu erflehen – *Müssen wir*

wirklich da raus? Können wir nicht hierbleiben, an diesem warmen, freundlichen Ort, und noch ein wenig über die Woche der deutsch-sowjetischen Freundschaft im Jahr 1963 plaudern? Offiziell hatten sie die Macht übernommen. Der rote Stern regierte. Aber wenn sie durch die Straßen eilten, vorbei an leeren Geschäften und langen Warteschlangen, dann konnte ihnen nicht entgehen, wie wenig Zuneigung sie tatsächlich genossen. Die Deutschen hatten den real existierenden Sozialismus nie wirklich ins Herz geschlossen; sie hatten sich in diesem Regime einfach nur eingerichtet, genauso wie sie es mit dem vorherigen Regime getan hatten. Ich für meinen Teil war trotzdem stolz auf Omas Mut, für den unsere Regierung sie mit einer Wohnung, einer Arbeitsstelle und einem grünen Gabardinemantel belohnt hatte.

Als ich den Mantel ausschüttelte, fiel eine zusammengerollte Spinne aus einer Tasche, aber ansonsten war er noch sehr tragbar.

ICH ERINNERTE MICH, wie ich mit Oma vor einem Geschäft in Berlin Schlange gestanden hatte. Es begann zu regnen, und sie öffnete ihren grünen Gabardinemantel, damit ich darunterschlüpfen konnte. Dann erinnerte ich mich, wie sie uns morgens unter den dicken Federbetten liegen ließ, während sie die Kohlen im Kachelofen anheizte, sodass die Küche fast warm war, wenn wir aufstanden. Ich roch an dem Mantel. Er bewahrte immer noch einen Rest von ihrem Geruch, oder zumindest bildete ich mir das ein.

Es war Ebbe, und das Boot war im schmierigen Kanalschlamm gestrandet. Die Betonwände des Kanals präsentierten sich in einem unregelmäßigen Algenrün. Zwei Enten watschelten auf ein dünnes Rinnsal zu, das sich noch durch den Schlick zog, der Enterich mit dem smaragdgrünen Kopf zusammen mit seiner dezenteren braun gefiederten Partnerin. Sobald das Wasser sich zurückzog, kam allerlei Gerümpel zum Vorschein. Sieben übel zugerichtete Einkaufswagen waren aus dem Matsch auferstanden und bildeten einen schiefen Halbkreis um mein Boot. Damit, dachte ich, beginnt die Apokalypse, wenn man von Einkaufswagen im Flussbett umzingelt wird. Ich kletterte seitlich vom Boot runter und näherte mich dem ersten Wagen. Er steckte umgedreht in einer größeren Pfütze, über der er wie ein kleiner Käfig saß, und als ich in den Käfig hineinblickte, sah ich dort unten im Wasser winzige Fischlein herumzappeln. Der Einkaufswagen war zu einer Kinderstube geworden. Wie schlau von den Fischen, wie gut angepasst, aber auch deprimierend, dass dies ihre erste Sicht auf die Welt war. Ich ging rüber zum nächsten Wagen und stemmte das kleine graue Münzfach auf. Es steckte noch ein Geldstück drin. Sieg! Mit der Münze in der Faust blickte ich in den weißen Himmel und überdachte meine Lage.

War ein aufmerksamer Blick fürs Detail nicht schon immer meine Stärke gewesen? Wie viele Leute wären einfach an diesem Einkaufswagen vorbeigewatet und hätten die Fische gar nicht bemerkt? Tobi hatte skeptisch geklungen am Telefon, aber sicherlich würde er mir am Ende doch

zustimmen, dass es etwas auf sich hatte mit dem Notizheft, dem Foto, dem Buch; dass es sich um Hinweise auf irgendetwas handelte.

Platzende Ballons

Laute Stimmen

Mit Blümchen bestickte Kissenbezüge

In meiner Kindheit brach meiner Mutter manchmal ohne erkennbaren Grund der Schweiß aus. Wir waren bei einer Geburtstagsparty und mussten plötzlich aufbrechen. Oder wir waren in der U-Bahn, und Mama ergriff meine Hand; sie zog mich nach draußen, zurück nach oben auf die Straße. Dort standen wir im Regen und warteten auf den Bus, während sie meine Hand fest gedrückt hielt, bis wir einstieg und sie sich klamm vor Angst auf einen freien Sitz fallen ließ. Diese Momente bewahrten eine lebhaft Inten­si­tät, als hätte jeder meiner Finger einzeln die Erinnerung an ihre Hände gespeichert.

Schüsse (auch Türeenschlagen; der Knall! von einem Auspuffrohr)

Ich sah noch einmal nach dem ersten Einkaufswagen. Die kleinen Fische waren verschwunden. Eine Sache hatte ich Tobi nie erzählt und hätte es vielleicht besser tun sollen: Als meine Mutter schon sehr krank war, musste ich ihr versprechen, nicht weiter nach meinem Bruder Heiko zu suchen. Jahrelang hatten wir ihn gesucht, es war das Einzige, was wir überhaupt gemeinsam taten, und ich hätte erwartet, dass ihre letzte Bitte genau das Gegenteil beinhalten würde: Dass ich bis zum Ende meines Lebens versuchen sollte, ihn zu finden.

Ich fragte sie, wie sie das meinte, aber sie wollte nichts erklären, und wie so oft beließen wir es dabei. Sie hatte damals bereits chronische Schmerzen. Oft war es noch schwieriger als sonst zu unterscheiden, ob sie gerade bei klarem Verstand war oder ob sie sich in ihren Erinnerungen bewegte. Zum Beispiel sagte sie, dass es keine Rolle mehr spiele, wer uns verraten hatte, dass sie so viel Energie darauf verschwendet habe, das herauszufinden, und

ihr jetzt klar geworden sei, dass es keinerlei Bedeutung habe, nie eine Bedeutung hatte.

»Was meinst du mit ›uns verraten haben?‹«, fragte ich, während ich ihre Hand hielt. Sie lag im Bett, ihr knochiger Kopf auf das weiße Kissen gebettet.

»Jemand hat uns denunziert.« Sie schloss die Augen. »Es ist egal.«

»Woher weißt du das?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe nachgeforscht. Hätte ich lassen sollen. Sprechen wir über etwas anderes, Ellachen, erzähl von deiner Malerei. Arbeitest du noch an diesen Pilzbildern?« Sie öffnete die Augen und lächelte. »Ich wünschte, ich könnte sie mir ansehen. Wie sehen sie aus?«

Ich gab ihr eine Beschreibung: die großen Leinwände, präpariert mit einem besonderen Pilz, der mit der Zeit seine Farbe veränderte, erst braun war, dann tiefgrün oder sogar in Blautönen schillerte, womit ein Zyklus von lebendigen, wachsenden Bildern entstand, schön und unberechenbar. Es war nicht komplett gelogen. Tatsächlich hatte ich mit farbwechselnden Pilzen auf Leinwand experimentiert, aber die Resultate sahen aus wie eine Sammlung feuchter Putzlappen. Im Moment machte ich im Grunde gar nichts, aber das wollte ich ihr nicht erzählen. Es war einfacher, Bilder zu erfinden, die genauso aussahen, wie ich es mir vorgestellt hatte. Sie hörte mir aufmerksam zu und sagte, das klinge ganz wundervoll.

Über solche Sachen redeten wir während ihrer letzten Lebensmonate: Bilder, Skulpturen, Künstler, die wir beide bewunderten, Ausstellungen, die ich besucht hatte. Die Vergangenheit erwähnte sie nur noch ein einziges Mal.

»Weißt du noch, als dieser Balkon runterkrachte?« Sie lachte leise in sich hinein. »Wir hatten Glück, nicht getroffen zu werden.«

»Ich war nicht dabei, du warst an dem Tag allein unterwegs.«

»Nein, nein, ich sehe es noch genau vor mir, der ist uns direkt vor die Füße gefallen, so viel hat nur gefehlt.« Mit Zeigefinger und Daumen bemaß sie die erstaunlich knappe Distanz, mit der wir gerade so davongekommen waren. »So viel. Du hast dich in Todesschrecken an meine Hand geklammert.«

»Kann sein.« Ich drückte einen Eiswürfel aus dem Behälter. Meine Mutter lutschte sie gern. Ein herabstürzender Balkon, eine Wohnung mit einer

magischen Badewanne, zwei kleine Mädchen, die einer Betonmauer die Zunge rausstrecken. Manche meiner Kindheitserinnerungen klangen wie Märchen, aber sie waren genauso echt wie der Eiswürfel in meiner Hand, der kühle, durchnässte Flanell, dieses dünne Ärmchen, das aus dem Schlafanzugärmel ragte.

»Mama, erinnerst du dich an meine Freundin Sandy?«, fragte ich. Aber sie war bereits eingeschlafen.

Für Tobi kochte ich Eier in Senfsauce nach Omas Rezept. Wir saßen auf zwei Holzkisten, die für Tobis lange Beine zu niedrig waren. Er streckte sie aus und zog sie wieder an, immer darum bemüht, den Teller auf seinen Knien zu balancieren. Er lehnte sich an die feuchte Wand, zuckte zusammen, richtete sich diskret wieder auf. Vielleicht hatte er eine Schneckenspur getroffen.

»Sind die okay?« Ich deutete auf die Eier.

»Köstlich.« Mein Bruder bezeichnete jedes Essen, das man ihm vorsetzte, als köstlich und jede Wohnung, die er betrat, als schön.

»Fragst du dich manchmal, wie er wohl so ist?«, wollte ich wissen.

Tobi hatte das Heft unserer Mutter zur Hand genommen und wollte es gerade öffnen, hielt jetzt aber inne.

»Sollte ich deshalb herkommen?«

»Ich meine nur, ich hoffe, er ist charmant. Charme ist so wichtig im Leben. Hoffentlich weiß er, wie man sich beliebt macht.«

»Tatsächlich steckt dahinter viel Arbeit.« Tobi knetete seine Beine. »Ich dachte, es geht um Mama.«

»Ihr beide wart euch so nah. Weißt du nicht mehr? Ihr habt euch in den Armen gehalten, und die Erwachsenen meinten: ›Och wie süß‹, und dann schrie einer von euch: ›Er hat mich gebissen! Er hat mich gebissen!‹«

»Ich bin kein Beißer.«

»Dann war er es wohl.« Ich sah sie genau vor mir, wie sie sich gegenseitig fest umschlungen hielten.

»Woran du dich so alles erinnerst.« Tobi schüttelte den Kopf. »Ich weiß gar nichts mehr. Wahrscheinlich mein Glück.«

»Aber du denkst doch auch darüber nach, oder? Ist er glücklich, geht es ihm gut? Und die ganzen kleinen Dinge: Mag er Hunde, was ist sein Lieblingsessen, hat er eine Freundin ...«

»Oder einen Freund.«

»Oder einen Freund.« Und ich unterdrückte ein Lächeln, denn natürlich dachte Tobi an ihn, natürlich fragte er sich, wie er wohl war, und wahrscheinlich stellte er ihn sich als einen sympathischen Landschaftsarchitekten mit einem netten Freund vor, so wie ich ihn mir als einen leicht verlorenen Künstler vorstellte, der von der Vergangenheit besessen war. Schließlich nahm man sich immer selbst zum Ausgangspunkt.

»Vielleicht ist er sogar ein richtig guter Sportler«, sagte ich, und Tobi sagte: »Sehr unwahrscheinlich«, womit wir endlich auf eine Gemeinsamkeit gestoßen waren, über die wir lachen konnten. Mannschaftssport: keine Stärke der Valentins.

Tobi schlug das Heft auf. Seine Lippen bewegten sich mit beim Versuch, Mamas Handschrift zu entziffern.

»Privileg? Was ist Privileg?«

Ich beugte mich neben ihm über die Seiten. »Eine Art Aftershave. Kannst du dich echt nicht daran erinnern? Papa hat das immer benutzt.«

»Privileg.« Er schüttelte den Kopf und deutete auf die nächste Zeile. »Nein, keine Erinnerung. Und das hier? *Mit kleinen Blumen bestickte Kissenhüllen. Nicht so schlimm wie der Rest; etwas unangenehm.*«

»Keine Ahnung. Vielleicht haben sie ihr ein Kissen über den Kopf gezogen?«

»Ella! Bitte.« Er klappte das Notizbuch zu.

»Was erwartest du? Das ist ein Trigger-Tagebuch«, sagte ich.

»Was ist ein Trigger-Tagebuch?«

»Ein Tagebuch über Dinge, die ihr Angst gemacht haben. Komm, Tobi, du wirst doch wissen, was ein Trigger-Tagebuch ist.«

»Du tust so, als wäre das Allgemeinwissen.«

»Ist es.«

»Vielleicht in deiner Welt.«

»Was meinst du mit ›in meiner Welt‹?«

Er ignorierte mich und griff nach dem Foto mit den blauen Pferden.

»Tobi, wie meinst du das?«

»Ich meine, dass du dich immer in solche Sachen reinsteigerst, Listen und Chiffren und so Zeug.«

»Das stimmt nicht.«

»Ich kann es ja verstehen, Mama hat dir ja kaum eine andere Wahl gelassen.«

»Ich steigere mich nirgendwo rein. Ich bin nur aufmerksam.« Ich hörte den Frust in meiner Stimme, meine Ungeduld. »Dieses Gemälde, erinnerst du dich nicht an dieses Gemälde?«

»Nein.«

»Aber ich.« Ich entriss ihm das Foto.

»Ist das hier ein Verhör?«

»Ich sage nur, dass ich kein Einzelkind war, Tobi. Du warst dabei.«

»Und Heiko.«

»Und Heiko.«

»Ich behaupte ja nicht, nicht dabei gewesen zu sein, ich meine nur – mir leuchtet nicht ein, was er damit zu tun hat, oder warum wir hier sitzen und über Papas Aftershave reden oder was Mamas Gefühle in Bezug auf bestickte Kissenhüllen bedeuten.«

Dieser Besuch entwickelte sich nicht so wie von mir erhofft. Was keine Überraschung war. Wir hatten diese Unterhaltung schon mehrmals geführt, und er hatte sich schon mehrmals dagegen gesperrt und das Gespräch beendet. Ich hatte nur gehofft, dass es anders laufen würde, wenn ich ihm diese konkreten Dinge präsentierte.

»Sieh dir mal diesen Brief an.« Ich faltete den maschinell geschriebenen Brief auseinander, den ich zwischen ihren Büchern gefunden hatte. »Der kommt von einem Archiv.«

Er runzelte die Stirn. »Er ist ziemlich dicht geschrieben.«

»Du bist ziemlich dicht.« Ich übersetzte ihm den Brief Zeile für Zeile, was sich offen gestanden gut anfühlte. Tobi mochte lebensstauglicher sein, aber ich konnte besser Deutsch.

Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik

B E T R E F F : Antrag auf persönliche Akteneinsicht

Sehr geehrte Frau Valentin,
bezugnehmend auf Ihren Antrag auf Einsicht in Ihre persönlichen Stasiakten bestätigen wir Ihnen das Vorhandensein einer solchen Akte hier in der Behörde des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes. Leider scheint die Akte in weiten Teilen unvollständig. Auch die erfolgreich wiederhergestellten Seiten sind vielfach fragmentiert.

Natürlich können Sie die Akte bei Interesse trotzdem sehr gern einsehen. Es tut mir sehr leid, Ihnen keine besseren Nachrichten in Bezug auf Ihr Anliegen übermitteln zu können.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Reinhardt Licht

Archivar

Meine Mutter war häufig zurück nach Berlin gereist, jede Reise einer ihrer vielen vergeblichen Versuche, unsere zerrissene Familie wieder zusammenzubringen. Ich versuchte mich zu erinnern, ob sie jemals ein Archiv erwähnt hatte, aber von ihrer letzten Reise fiel mir nur noch das Klassentreffen ein. Ich hatte nicht weiter nachgefragt; damals erschien es mir nicht wichtig. Aber auch zu anderen, wirklich wichtigen Dingen hatte ich ihr nie Fragen gestellt und bereute das nun bitterlich. Reden ist eine Gewohnheit wie jede andere, es muss praktiziert werden. Wenn man nie über die kleinen Dinge redet, wirkt es merkwürdig, plötzlich die großen

Fragen aufs Tapet zu bringen. »Natürlich habe ich ihn das niemals gefragt«, sagte mein Vater mal über seinen Vater, der Mitglied in der NSDAP gewesen war. »Wir haben nicht mal übers Wetter geredet. Wie sollte ich ihn da plötzlich fragen, warum er in die NSDAP eingetreten ist?«

Oft hatten wir zusammen Websites durchforstet, meine Mutter und ich; hatten Suchanzeigen und Geburtsdaten in deprimierenden Foren und den üblichen verzweifelten Threads gepostet; hatten dubiose Antworten von fremden Leuten bekommen, die schnell einen Finderlohn einforderten. *Ich suche nach meinem Sohn Heiko, der uns weggenommen wurde*, hatte sie wieder und wieder geschrieben.

Wir hatten Anträge bei diversen deutschen Ministerien gestellt, nur um zu erfahren, dass man in Fällen wie unserem nichts tun könnte. Die Trennung war unter der alten Rechtsprechung der DDR legal gewesen. Details unterlagen dem Datenschutz, inklusive Heikos neuer Adresse, falls er eine hatte, und seines neuen Namens, falls er einen hatte, und das galt sogar für die grundlegende Frage, ob er überhaupt noch am Leben war. Wie sich herausstellte, war die Frage, ob mein Bruder lebte, eine sehr private Angelegenheit, die nicht mit seiner Familie geteilt werden durfte; denn rechtlich gesehen waren wir das nicht mehr: seine Familie.

»Sie sagen mir also, dass unsere Politik Verträge über Atombomben, über Grenzen und die Privatisierung eines gesamten Wirtschaftsraums aushandeln konnte, aber nicht darüber, was mit kleinen Jungs passieren soll, die ihren Familien gestohlen wurden«, sagte meine Mutter zu einem hohen Regierungsbeamten während eines ihrer Berlin-Besuche. »Sie sagen mir, dass Sie sich darüber einigen konnten, wann Moskau seine Truppen abzieht, über welche Waffen unser Land verfügen darf und welcher Wert einem volkseigenen Schweinemastbetrieb zuzumessen ist – aber nicht, ob Mütter wie ich ihre Kinder jemals wiedersehen können, der Gedanke ist wohl niemandem gekommen, was? Sich Gedanken darüber zu machen, wie ich meinen Sohn eines Tages wiedersehen könnte?«

Worauf der Beamte noch einmal geduldig erklärte, dass er unsere Enttäuschung verstehen könne, aber ...

»Ich weiß«, sagte meine Mutter. »Ich weiß, ich weiß. Ich weiß.«

Aber nie hatte sie dieses Archiv erwähnt.

»Ich habe es mir angesehen«, sagte ich zu Tobi. »Guck mal.«

Ich klappte meinen Laptop auf, aber die Verbindung war abgestürzt.

»Wir versuchen es auf dem Dach«, sagte ich.

»Das kann doch nicht wahr sein.« Er ächzte. »Jedes Mal, Ella, jedes Mal, wenn ich zu dir komme ...«

»... verbringen wir eine wunderschöne Zeit miteinander, stimmt's?« Ich stieß ihn an. »Ich weiß. Es ist herrlich.«

Ich kletterte aufs Dach der Kajüte und öffnete meinen Laptop. Tobi folgte mir und wischte demonstrativ ein Eckchen trocken, bevor er sich hinsetzte. Lächerlich, denn mit Sicherheit war es dort, wo er sonst arbeitete, viel schmutziger als auf meinem Dach.

»Ich hätte meine Arbeitskleidung mitbringen sollen«, sagte Tobi, als hätte er meine Gedanken gelesen.

Die Website des Archivs schien auf den ersten Blick ziemlich unübersichtlich mit ihren vielen Fotos von der gestürmten Stasizentrale und den von Archivaren in mühevoller Kleinarbeit rekonstruierten alten Akten. Es gab aber auch eine hilfreiche Seitenleiste für Leute wie mich: *Sind Sie Opfer oder Nachkomme eines Opfers der Staatssicherheit der ehemaligen DDR? So kann das Archiv Ihnen helfen.*

»Das betrifft uns!« Ich drehte den Laptop zu Tobi. »Opfer und deren Nachfahren. Das sind genau wir.«

»Du klingst fast, als müsste man darauf stolz sein.«

»Jedenfalls muss man sich nicht schämen. Wir *sind* Opfer.«

»Ich bin kein Opfer. Ich bin Landschaftsarchitekt.«

»Das eine schließt das andere nicht aus.«

Ich klickte auf den Link in der Seitenleiste. Eine neue Seite mit einem Kontaktformular öffnete sich.

Bitte wählen Sie eine der folgenden Möglichkeiten:

Ich interessiere mich für ...

- die Aktivitäten des Staatssicherheitsdienstes

- die Herrschaftsmechanismen der DDR
- die Herrschaftsmechanismen der sowjetischen Besatzungszone
- die nationalsozialistische Vergangenheit

»Typisch deutsch«, sagte Tobi. »Wie ein Menü oder eine Auswahlfrage. Für welche unserer Gräueltaten des Zwanzigsten Jahrhunderts interessieren Sie sich besonders?«

»Für Genozid wählen Sie die Eins ...« Ich entdeckte einen Link unten auf der Seite: *Akteneinsicht für Angehörige vermisster oder verstorbener Personen.*

Das hier war anders als die schrecklichen Onlineforen, mit denen wir so viel Zeit verschwendet hatten. Viel seriöser, offizieller, vielversprechender. Wenn es eine Überwachungsakte meiner Eltern gab, dann beinhaltete die mit Sicherheit detaillierte Angaben über unsere Familie und deren Trennung. Und wie es schien, stand uns das Recht zu, diese Akte zu sehen. Selbst wenn sie unvollständig war, war es wenigstens *etwas*.

Wer weiß, worauf meine Mutter in Berlin noch gestoßen war. Taten wir nicht vielleicht doch genau, was sie sich von uns gewünscht hatte, traten in ihre Fußstapfen, verfolgten die dünne Spur, die sie für uns gelegt hatte? Wenn sie wirklich gewollt hätte, dass ich die Suche nach Heiko aufgab, dann hätte sie doch den Brief vom Archiv vernichtet. Stattdessen hatte sie ihn da gelassen, wo wir ihn finden würden.

Ich nahm mir den Laptop von Tobi zurück und begann damit, das Kontaktformular auszufüllen. Wir könnten einen Billigflug nehmen, nur ein paar Tage bleiben, das Archiv besuchen, gucken, was wir dort finden konnten. Ich malte mir schon aus, wie wir die Unterlagen durchsahen, Adressen und Hinweise notierten, endlich vorankamen.

»Was machst du da?« Tobi reckte den Hals.

»Meinst du, du kannst dir nächste Woche freinehmen? Ein paar Tage sollten reichen.«

»Wozu?«

»Diesen Typen treffen, den Archivar, der den Brief an Mama geschrieben hat. Der klingt hilfsbereit.«

»Ellz ...«

Ich seufzte. »Ich weiß schon, was du denkst. Du denkst, das ist nur wieder eine von meinen verrückten Ideen und dass du mir am Ende aus der Patsche helfen musst.«

»Wer behauptet, ich würde dir aus der Patsche helfen?«

»Sie ist nach Berlin gereist, um dieses Archiv zu besuchen.« Ich hörte meine Stimme lauter werden. »Sie ist davon ausgegangen, dass man ihr dort dabei helfen könnte, Heiko zu finden.«

»Ja, und? Sie ist auch davon ausgegangen, dass die Frau vom Kiosk ihr nachspioniert.«

»Wegen solcher punktuellen Ausfälle kannst du doch nicht alles als Unsinn abtun, was sie gemacht hat.« Einen Moment lang war ich nicht sicher, ob ich über unsere Mutter redete oder über mich selbst. »Jetzt mach sie nicht kleiner, als sie war. Sie war nicht dumm, sie wusste mehr vom Leben, als du und ich es jemals tun werden. Und sag, was du willst, aber diese Kioskfrau *war* etwas merkwürdig. Weißt du noch, wie sie Mama mal gefragt hat, wo wir herkommen?«

»Das war nicht merkwürdig«, sagte Tobi matt. »Merkwürdig war, dass sie darauf antwortete: ›Aus Kanada.««

»Es geht keinen was an, woher wir kommen.«

Er schüttelte den Kopf. »Meinst du nicht, es wäre besser, ihn in Ruhe zu lassen?«

»Das kann nicht dein Ernst sein.«

»Jahrelang hat sie nach ihm gesucht, aber keine Spur, kein einziger Hinweis. Wenn er wollte, dass wir ihn finden, dann wüssten wir das.«

»Warum sollte er nicht wollen, dass wir ihn finden?«, sagte ich und fühlte mich plötzlich leer und ernüchert.

»Vielleicht weil er nicht mal weiß, dass es uns gibt? Weil es ihm ohne uns gut geht?«

»Ich bin ein freundlicher Mensch und esse alles. Ich habe ein überdurchschnittlich feines Gehör und kreative Begabungen. Wer hätte mich nicht gern zur Schwester?«

»Ach Ella.« Er legte seinen Arm um mich. »Geh nicht nach Berlin. Bleib hier und ...«

»... such dir einen guten Job.«

»Ganz genau.«

»Ich bin die schlechteste Putzfrau in ganz London. Die Schreibtische meiner Kunden sehen nach meiner Arbeit schlimmer aus als vorher. Ich glaube, ich werde bald gefeuert.«

»Wie wäre es mit Kunstunterricht?«

»Ich kann nicht gut mit Kindern.«

»Stimmt gar nicht.«

»Sie machen mich traurig. Ich sehe sie an und denke, so klein war er.«

»Dann nimm dir ein Jahr frei und konzentrier dich auf deine Kunst. Du kannst bei mir wohnen. Deine Ausstellung hat mir sehr gefallen, ich fand sie großartig.«

»Hat sich kein Mensch angesehen.«

»Doch, ich.«

»Okay, ein Mensch hat sie sich angesehen.«

»Du wirst noch Tausende Ausstellungen haben. Denk an Picasso, der hat Jahrzehnte gebraucht, um sich durchzusetzen.«

»Nein, Picasso war ein Wunderkind.«

»Du könntest auch noch als Wunderkind durchgehen.«

»Danke.«

»Mit etwas Botox.«

»Oh, Tobi.« Ich musste lachen.

»So gefällt du mir schon besser.«

Wir stiegen runter aufs Deck und sahen im dunklen Wasser des vom Regen angeschwollenen Flusses allerlei urbane Schätze vorbeirauschen. Kaputte Grills, Fahrradpumpen, Plastikflaschen. Einen weiteren Einkaufswagen.

»Da.« Tobi zeigte auf den Wagen. »Der ist von Waitrose.«

Ich grinste. »Wir gentrifizieren.«

Er fischte einen vorbeischwimmenden Zweig heraus, ließ ihn wieder los, fischte einen anderen heraus.

»Ich muss es zumindest versuchen«, sagte ich. »Ich besuche dieses Archiv, ich finde heraus, was sie dort gefunden hat, und komme dann wieder nach